

191

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

„Ja, i thu' g'wiß alles püntlich,“ sagt Wiltraud bedrückt. „Aber, Herr Doktor, eins muß i Ent' sagen, — dö's Häusl g'hört ja nimmer mei. Des werd's Ent' erinnern vom Vater sein' Tod her?“

„Ja, ja, ich weiß!“

„Dis in a paar Täg kommt der Gerichtsvollzieher, und wenn der Bissinger hört, daß dö's der Habermeister ist, der, wo ihm trieben hat, da laßt er 'n scho gar nit drin.“

„Darüber kann ich Sie beruhigen, Wiltraud,“ sagt der Doktor. „Bissinger ist gegenwärtig nicht in der Verfassung, irgend welche Maßnahmen zu treffen. Ich wurde heute zu ihm gerufen und fand ihn in einem Zustand völliger Nervenzerrüttung. Dabei ist seine Angst so groß wie sein Haß, und es dürfte nicht schwer sein, ihn zu überzeugen, daß er nie mehr sicher vor den Haberern ist, wenn er Sie aus Ihrem väterlichen Haus jagt. — Da lassen Sie nur mich sorgen. Ich mische mich sonst nicht in Privatsachen, aber wo es der Zustand eines Patienten erfordert, da ist es meine Pflicht. Adieu!“

Der Doktor grüßt eilig, wie alle Aerzte, und geht. Wiltraud sieht ihm nach. „Den hat's hent' scho' auch mitg'nomma — wann er sich's glei' nit ankenne laßt. — So a Kranker, wie der da droben, der muß ein'n ja dauern. Jesus, lieber Gott, wie wird's erst dem seiner Frau sein, wann sie ihren Mann so wiederseht!“ Wiltraud geht an ihre Arbeit und zündet Feuer auf dem Herd an. Sie hat von dem Geld der Haberer gestern etwas Borrath angeschafft, wie sie meinte, für ihren Bruder und sich, — das kommt jetzt einem Fremden zu gute. Einem Fremden? Nein — ein Unglücklicher ist kein Fremder! Aber, wenn der Kranke kräftige Suppen braucht — wo nimmt sie jetzt das Geld her, um Fleisch zu kaufen, nachdem sie alles dem Sebald mitgegeben? Sie steht rathlos vor dieser Frage.

„Dirndl, was hast'?“ fragt Gemming, der soeben von droben kommt, es ist seine Gewohnheit alle Leute, die er gern hat, ohne weiteres zu duzen. — „Wem sinnst nach — dem Lenz?“

„O mei, — dö's kann i scho bald nimmer erinnern, daß i den Lenz n', so lang ist's her!“ sagt Wiltraud herb.

„Was? Hast' ihn denn nit heut morgen g'sehen? Die Haberer haben mi's ja erzählt — die Kerl werden alles inne —“

„Ja richtig — heut früh —! I hätt' g'meint — 's wär scho viel länger —!“

„Hast' recht — 's liegt zu viel dazwischen —“

„Ja,“ sagt Wiltraud mit seltsamer Betonung — langsam das Wort wiederholend — „'s liegt z' viel dazwischen!“

Gemming streift sie mit einem raschen Blick.

„Um! Da ist auch nit alles, wie's sein soll.“

Er will Wiltraud die Tasse mit der Milch für den Kranken abnehmen, aber sie wehrt ab: „I bring's ihm scho selber.“

„Wiltraud, das sag' i Dir, wenn der Bub' nit gegen Dich ist, wie sich's g'hört, na kriegt er's mit mir zu thun!“

„Ach, Herr Gemming, laßt's doch den aus 'm Spiel, i hab' 'n ganz andern Kummer,“ sagt Wiltraud absichtlich trocken und derb.

„Ja, was denn?“

„Kei Geld hab' i — für a Fleisch z'holen, wann der Kranke eins essen soll, und da hab' i drüber nachdenkt, wen i drum ansprechen soll?“

„Mich!“ sagt Gemming.

„O mei, Des hab't ja selber kein's!“

„Aber krieg'n kann ich's gleich! Wer mit den Haberern zu thun hat, kommt nie in Verlegenheit.“

„Recht hab't's, Herr Lieutenant,“ jagt eine Stimme unten an der Treppe. Der Augmeister kehrt soeben aus dem Dorf zurück. „Was braucht die Jungfer?“

„Nur so viel, daß i für die nächste Zeit unserm kranken Pöschinger was z' essen geben kann!“

„Da hast' derweil zehn Gulden. Ich hab' grad nit mehr bei mir. Aber bis übermorgen kommt wieder ein's!“

„Dank schön,“ sagt Wiltraud: „I thät's g'wiß nit nehma, — aber i hab' kein Kreuzer im Haus.“

„Du brauchst' Dich nit z'entschuldigen, Dein Bruder büßt für den Lenz — wir wissen alles — und wer für 'n Haberer was thut, für den thun d' Haberer au was und unser Geld ist sein Geld! Solang einer sitzt, kriegt er alle Tag vom Orden einen Gulden fünfundvierzig Kreuzer Unterstützung. Die zahlen wir vorläufig Dir aus. Da brauchst' Dich nit z' bedanken, dö's ist so G'sez bei uns — dö's kriegt a jeder. Und außerdem zahlt der Orden 's Kostgeld für den Verwundeten.“

„Dö's braucht's nachher nit, dö's wär ja viel z'viel,“ sagt Wiltraud beschämt. „Aber i muß zu mei'm Kranken und ihm sein Milch bringa, sonst wird er mir z' schwach!“ Damit verschwindet sie in die Kammer.

Gemming will ihr nach — aber der Augmeister winkt ihm zu bleiben.

„Grad ist mir der Doktor verklemma und da hab' i 'n g'fragt, weg'm Tenner. — Er sagt, drei Wochen mindestens ging's, bis er transportabel wär! Wir müß'n also was thun, weger dem Häusl. — Der Lenz hat mir g'jagt, er will sein' Vateru dazu bringen, daß er die todte Mühl' verkauft und er, der Lenz, kauft sie selber — wir soll'n ihm nur 's Geld vorstrecken und 'n Scheinkäufer stellen — er will's der Wiltraud bardu erhalten, aber sie dürst' nie erfahren, daß er derhinter steckt. — Jetzt leihen wir ihm 's Kapital, bis der Alte ihm 's G'schäft übergibt, nachher kann er's uns z'ruckzahlen, 's ist nit theuer. Der Allmeyer war ihm halt fünfhundert Gulden drauf schuldig und 's ganz Anwesen ist keine achthundert werth. Der Lenz will ihm 's doppelte bieten, sonst laßt er 's nit her. Der Doktor thut auch derzu helfen. — Jetzt wär' nur die Frag, wo 'n Scheinkäufer finden? Und nachher müß'n ma erst noch dem Madl weismachen — wir hätten's ihr kauft und nit der Lenz. Die Liebsleut, die hab'n halt so ertrige Sachen.“

„Ja, da ist guter Rath theuer,“ brummt Gemming in den Bart. „Ich thät' Euch gleich den Strohmann machen, aber mir würd' ja kein Mensch zutrauen, daß ich so viel Geld hätt', — d' Leut' würden meinen, ich hab's g'stohlen!“

Der Augmeister nimmt eine Priße Tabak und nickt zustimmend: „Ja freilich!“

„Ich müßt' eben fort und einen unter meinen Bekannten in der Umgegend suchen —“

„Ja, dö's wär' scho' recht, — aber wir brauchen Jhna halt hier auch — wegen 'm Büagen —!“

„Wegen was?“ fragt Gemming.

„Ja mei! Wenn d' Gendarme Wind kriegeten und käma, wer soll ihnen denn was vorlügen, wann Sie nit da sind?“

„Um! Das hat was Wahres!“

„Dö's Madl, dö's weißt' m ja nit z' helfen, wann f' 'n Pöschinger da finden. Ma muß sagen, 's sei a Göd von ihm, oder so was und hätt' d' Mühl'n ang'schaut und hätt' sich derfall'n in der Schlucht! — Meine S' nit?“

„Ja, ja, so was könnt' man sag'n, — wenn sie's glauben!“

„O Jhna scho, Herr Gemming. So versteht ja kei Mensch s' Deutaführen wie Sie, und wenn Sie's im Spaß so gut können — nachd' können Sie's im Ernst auch!“

„Ja, mein Lieber, das ist a heikle Sach: Im Spaß lügen, ist was anders, als im Ernst! Da giebt's halt so — Ansichten. — Indessen für 'nen Freund wie der Tenner geht alles, da lüg' ich 'm Teufel ein Ohr weg. Der Mann soll mir nit auch noch ins Bucht'haus — der hat so schon g'nug!“

„Gelt's, dö's Unglück! Wann ma denkt, 'n Arm verlieren — noch dazu den rechten. No, er ist a Wohlhabender, er hat z' leben. Aber für den ist's nit g'lebt, wann's nit g'arbeitet ist. — Will sehen — wie dö's geht —!“ Er schüttelt kummervoll das Haupt.

„Ist sonst noch jemand gefangen worden — etwa der Florian Mayer?“

„Ach warum nit gar, a Haberer ist nit so leicht

z' kriegen. Der einzig', den 's verwaschen haben, war der Sebald, und dös war gar keiner —“ sagt der Rugmeister und der Triumph lacht ihm aus den alten Augen, „da hab'n P' n' Gang g'macht!“

Wiltraud öffnet leise die Thür und winkt dem Rugmeister: „Er hat nach Euch g'fragt!“

„Glei kimm i!“ ruft der Mann, aber vorher nimmt er Gemming bei der Hand und zieht ihn einen Schritt von der Thür weg. „I bring's schier nit über 's Herz — und doch muß i's ihm sagen, denn dös leid't kein' Aufschub — weil glei 'n andrer g'wählt werden muß —“

„Was denn?“ fragt Gemming beunruhigt: „kann ihn noch was Aergeres treffen, als ihn schon 'troffen hat?“

„O, mei lieber Herr Gemming,“ flüstert der Greis, „'s Schwerkste kommt erst noch, — jetzt kann er ja nimmer unser Habermeister sein!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

2) Das alte Mädchen.

Von Guy de Maupassant. Deutsch von Franz Hofen.

Frau Becacheur, die instinktiv gegen alles, was nicht vom Lande war, feindlich war, fühlte in ihrem bornirten Gehirn eine Art von Haß gegen das extatische Wesen der alten Jungfer. Sie hatte ein Wort gefunden, um sie zu bezeichnen, ein offenbar verächtlich gemeintes Wort, das — Gott weiß wie — auf ihre Lippen gekommen war und durch irgend ein mystisches und verworrenes Reagiren des Gehirns ihr in Erinnerung gebracht wurde. Sie sagte „Das ist ne Dämonische“, und dies Wort, auf dies ernste sentimentale Wesen angewandt, erschien mir von unwiderstehlicher Komik. Auch ich nannte sie nur noch „die Dämonische“ und fand ein tolles Vergnügen diese Silben ganz laut auszurufen, wenn ich sie bemerkte.

Ich fragte die Mutter Becacheur: „Nun, was macht unsere Dämonische heute?“

Und die Bäuerin antwortete entrüstet: — „Glauben Sie, se hat ne Kröte, die man uf ne Tazge getreten hatte, und se hat se in ihr Zimmer getragen und se hat se in ihr Handbecken gethan und hat se wien Mensch gepflegt. Wenn das nich ne Berunglimpfung is!“

Ein ander Mal hatte sie, als sie am Fuße des Felsabhanges am Meere spazieren ging, einen großen Fisch, der eben gefangen worden war, gekauft, nur um ihn wieder ins Wasser zu werfen. Und der Matrose hatte sie schrecklich beschimpft, da er, obwohl er reichlich bezahlt worden war, ärgerlicher war, als wenn sie ihm das Geld aus der Tasche genommen hätte. Noch einen Monat drauf konnte er nicht davon sprechen, ohne sich aufzuregen und die größten Injurien auszustößen. O ja, sie war schon eine Dämonische, diese Miß Harriet, die Mutter Becacheur hatte einen genialen Einfall gehabt, als sie sie so taufte.

Der Stallknecht, den man Sapeur nannte, da er in jungen Jahren in Afrika gedient hatte, war anderer Meinung. „Die hat ne Vergangenheit gehabt“, sagte er boshaft.

Wenn die arme Person das gewußt hätte. Die kleine Magd Célestine bediente sie auch nicht gern, ohne daß ich den Grund erfahren konnte. Vielleicht nur deshalb, weil sie eine Frau von einer andern Rasse, von einer andern Zunge, von einer andern Religion war. Kurz, weil sie eine Dämonische war.

Sie verbrachte ihre Zeit damit, durch das Land zu streifen, sie suchte und betete Gott in der Natur an. Ich fand sie einen Abend auf den Knien in einem Gebüsch. Da ich etwas Rothes durch die Blätter erkannt hatte, schlug ich die Nester zurück, und Miß Harriet richtete sich, verwirrt, daß man sie so gesehen hatte, auf, und starrte mich an, wie Raben, die man am Tage überrascht.

Zuweilen bemerkte ich sie, wenn ich in den Felsen arbeitete, plötzlich am Uferabhang einen Semaphor gleichend. Sie blickte inbrünstig über das weite, goldleuchtende Meer und den endlosen, mit purpurnen Feuer erfüllten Himmel. Zuweilen sah ich sie im Thale, sie ging mit dem elastischen Schritt der Engländerinnen und ich lief ihr nach, ich weiß nicht, wodurch angezogen, nur um ihr verklärtes Gesicht, ihre trocknen Gesichtszüge, die sonst nichts sagend von einer innern, tiefen Freude voll waren, zu sehen.

Oft begegnete ich ihr auch im Winkel eines Meierhofes auf dem Grafe im Schatten eines Apfelbaumes sitzend. Ihr kleines bibliisches Buch lag offen auf den Knien, ihr Blick schweifte in die Ferne.

Ich reiste nicht mehr fort, denn ich gewann dieses ruhige Land, an das mich tausend Liebesbände knüpften, die weiten, sanften Gefilde lieb. Ich befand mich wohl in dieser unbekanntem Ferne, fern von allem, nah nur der Mutter Erde, der guten, gefunden, schönen grünen Erde, die wir selbst eines Tages mit unserm Körper nähren.

Vielleicht, ich muß es zugeben, hielt mich auch ein bißchen Neugierde bei Mutter Becacheur zurück.

Ich wollte erfahren, was in den einsamen Seelen dieser alten umherreisenden Engländerinnen vorgeht.

II.

Wir wurden auf merkwürdige Weise bekannt. Ich hatte eine Studie vollendet, die mir trefflich erschien; sie war es auch. Fünf-

zehn Jahre später wurde sie um 10 000 Franks verkauft. Sie war übrigens so einfach, wie $2 \times 2 = 4$ ist und gegen alle akademischen Regeln. Die rechte Seite meiner Leinwand stellte einen Felsen dar, einen riesigen Felsen mit Auswüchsen mit braunem, gelbem und rötlichem Seegrass bewachsen, auf dem die Sonne wie flig leuchtete. Das Licht — man sah es nicht, da das Gestirn in meinem Rücken verborgen war — fiel auf den Stein und vergoldete ihn. So war's. Der Vordergrund blendend vor Licht, in Flammen, herrlich.

Links das Meer, nicht das blaue Meer, das Schiefermeer, nein das Todemeer, grünlich, milchig und hart wie der dunkel umwölkte Himmel.

Ich war dermaßen mit meiner Arbeit zufrieden, daß ich vor Vergnügen tanzte, als ich sie nach der Herberge zurück brachte. Ich wollte, die ganze Welt sollte sie gleich sehen. Ich erinnere mich, daß ich sie einer Kuh am Rückwege zeigte und ihr zurief:

„Da, sieh mal Alte. So was wird dir sobald nicht wieder vor die Augen kommen.“

Beim Hanse angelangt rief ich sogleich die Mutter Becacheur, indem ich aus vollem Halse schrie:

„Holla, Patronin, kommen Sie mal ran und sehen Sie!“

Die Bäuerin kam und betrachtete mein Werk mit ihrem blöden Auge, das nichts unterschied; das nicht einmal sah, ob es einen Ochsen oder ein Haus darstellte.

Da kam Miß Harriet gerade zurück und ging hinter mir, gerade in dem Augenblick, wo ich meine Leinwand mit ausgestreckten Armen der Herbergswirthin hinhielt, vorüber. Die Dämonische mußte sie sehen, denn ich hielt absichtlich die Sache so, daß sie ihrem Auge nicht entgehen konnte.

Sie blieb ergriffen, verwundert stehen. Augenscheinlich, da war ihr Fels, auf den sie kletterte, um nach Herzenslust zu träumen.

Sie murmelte ein britannisches, so argenturtes und schmeichelhaftes „Moi“, daß ich mich lächelnd zu ihr umwandte und sagte:

„Das ist meine letzte Studie, gnädiges Fräulein.“ Sie murmelte begeistert, komisch und doch ergreifend:

„O! mein Herr, Sie thun begreifen die Natur in gefühlvoller Weise.“

Auf Ehre, ich erröthete, mehr bewegt durch diese Schmeichelei, als wenn sie von einer Königin gekommen wäre. Ich war erobert, besiegt, gefangen. Mein Wort, umarmen hätte ich sie können.

Ich setzte mich bei Tische neben sie wie immer. Sie sprach zum ersten Male, indem sie ihren Gedanken zu wiederholten Malen mit lauter Stimme Ausdruck gab: „O, ich lieben so die Natur.“

Ich bot ihr Brot, Wasser, Wein an. Sie nahm es jetzt mit einem leichten, mumienhaften Lächeln an. Ich begann, von Land und Leuten mit ihr zu reden.

Nach dem Essen standen wir auf und gingen durch den Hof, denn ohne Zweifel angezogen durch den riesigen Sonnenbrand, der untergehend das Meer beleuchtete, öffnete ich die Barriere, die zur Küste führte, und wir gingen beide Seite an Seite wie zwei Leute, die zufrieden sind, daß sie sich verstanden und ganz begriffen haben. Es war ein lauer, weicher Abend, einer jener Abende des Wohlbehagens, wo Körper und Geist glücklich sind.

Alles ist Freude, alles Lust.

Die laue, von Gräser- und Alpenduft erfüllte Lust liebte den Geruchssinn mit ihrem milden Duft, liebte den Geist mit ihrem Seegeschmack, liebte den Geist mit seiner durchdringenden Weichheit. Wir gingen nun am Rande des Abgrundes, oberhalb des weiten, tosenden Meeres, das hundert Meter unter uns seine Wellen brach. Und wir tranken mit offenem Munde, weiter Brust den frischen Wind, der über das Weltmeer gekommen war und uns über die Haut strich, langsam und salzig durch die langen Rüsse der Wogen.

In ihren karrierten Shawl gehüllt sah die Engländerin erleuchtet mit offenem Munde zu, wie die riesige Sonne sich ins Meer senkte. Vor uns, dort unten an der Grenze des Gesichtskreises, zeichnete ein Dreimaster mit vollen Segeln seine Silhouette auf dem feuerfarbenen Himmel ab und ein Dampfer fuhr qualmend in der Nähe vorüber, indem er hinter sich eine endlose Rauchwolke, die sich über den ganzen Horizont hinzog, ließ.

Die rothe Kugel sank langsam immer tiefer hinab. Bald berührte sie das Wasser gerade hinter dem unbeweglichen Schiff, welches in einem Feuermeer inmitten des glänzenden Gestirnes erschien. Sie senkte sich allmählig. Der Ozean nahm sie auf. Man sah sie schwimmen, sich verschleiern, endlich verschwinden. Nun war's zu Ende. Nur das kleine Fahrzeug zeichnete sich noch immer in Umrissen auf dem goldigen Grunde des fernen Himmels ab.

Miß Harriet betrachtete mit andächtigen Blicken das Flammenende des Tages. Sicher hatte sie eine unbändige Lust, den Himmel, das Meer, den ganzen Horizont zu umarmen.

Sie murmelte: „Ach! Ich lieben . . . ich lieben . . . ich lieben . . .“ Ich sah eine Thräne in ihren Augen. Sie begann wieder: „Ich wollten sein ein kleiner Vogel, um fliegen zu thun ins Firmament.“

Sie stand, wie ich sie oft gesehen, gerade auf dem Felsenufer, so roth wie ihr Purpurshawl. Ich hatte Lust, sie in meinem Stizgenbuche abzuzeichnen. Man hätte es eine Karrikatur der Begeisterung nennen können.

Ich drehte mich um, um nicht zu lächeln.

Dann sprach ich mit ihr von der Malerei, wie mit einem Kameraden, indem ich die Töne, die Tinten und Stärken mit technischen Benennungen bezeichnete. Sie hörte mir aufmerksam zu, verstand oder suchte den dunklen Sinn einzelner Worte zu errathen, in meine Gedanken einzudringen. Von Zeit zu Zeit bemerkte sie: „Du ich verstehe, ich verstehe, das sein sehr gefühlvoll.“

Wir kehrten zurück.

Am nächsten Tage kam sie, als sie mich sah, herbei und drückte mir lebhaft die Hand. Wir waren gleich Freunde.

Sie war ein braves Geschöpf, die eine Art Theilseele hatte, die sprungweise in Begeisterung überging. Ihr fehlte das Gleichgewicht wie allen Frauen, die bis zu ihrem fünfzigsten Jahr Jungfern geblieben sind. Sie triefte vor Unschuld, dennoch hatte sie in ihrem Herzen etwas Junges, leicht Entzündbares bewahrt. Sie liebte die Natur und die Thiere mit einer exaltirten Liebe, wie ein alter verstärkter Trank, mit der sinnlichen Liebe, die sie keinem Manne gegeben hatte.

Arme einsame Seelen, traurig an den Table d'hôte's herumirrend, arme lächerliche und bellagenswerthe Wesen, ich liebe Euch, seit ich jene kannte! Bald merkte ich, daß sie mir etwas zu sagen hätte und es doch nicht wagte. Ich amüßte mich über ihre Schüchternheit. Wenn ich morgens mit meinem Malzeug auf dem Rücken loszog, begleitete sie mich bis zur Grenze des Dorfes, stumm, offenbar verwirrt nach Worten suchend, wie sie beginnen sollte. Dann verließ sie mich plötzlich und ging rasch mit ihrem wiegenden Schritte fort.

Endlich faßte sie sich eines Tages ein Herz: „Ich möchten sehen Sie, wie Sie machen das Gemälde? Wollten Sie? Ich sein sehr neugierig.“ Sie erröthete, als ob sie etwas sehr Gewagtes gesagt hätte.

Ich führte sie in den Grund des Petit-Bal, wo ich eine große Studie begann.

Sie blieb hinter mir stehen und folgte meinen Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Dann glaubte sie plötzlich, sie störe mich vielleicht und sagte „Danke“. Damit ging sie fort.

Doch binnen kurzen wurde sie zutraulicher und begann mich jeden Tag mit sichtlichem Vergnügen zu begleiten. Unter dem Arm trug sie ihren Feldstuhl, da sie nicht zugeben wollte, daß ich ihn nehme und setzte sich an meine Seite. So blieb sie stundenlang stumm und unbeweglich, indem sie mit dem Auge der Spitze meines Pinsels in allen ihren Bewegungen folgte. Wenn ich durch einen tüchtigen Haken Farbe, den ich rasch mit dem Messer anbrachte, eine richtige, unerwartete Wirkung gewann, stieß sie wider Willen ein leises „Ach“ des Entsetzens, der Freude und der Bewunderung aus. Sie hatte ein Gefühl ährlichen Respekts vor meinen Bildern. Meine Studien erschienen ihr wie Denkmale der Heiligkeit; oft sprach sie mir von Gott und suchte mich zu befehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Berliner Gartenbau-Ausstellung.

Auf den ersten Blick, und soweit sie uns in den einzelnen Gebäuden entgegentritt, erscheint sie in der Hauptsache als eine Blumen- und Gewächsausstellung. Sieht man näher zu, dann gewahrt man allerdings auch die verschiedenen ausgestellten Gartengeräthe, die wissenschaftliche Abtheilung, die von der landwirthschaftlichen Hochschule beigelegt wurde, die Obst- und Beerenweine, die Bänderreien, die im Pavillon der Stadt Berlin Platz gefunden. Hat man Glück, dann stößt man auch auf die Kainit-Sylvinit-Carnallit-Salzthon- und Hartfalz-Sammlung, welche die Stahlfurter Kaliwerke gesandt.

Die Haupt- und Glanzstücke der Ausstellung hat das ehemalige Chemiegebäude aufgenommen. Der ganze weite Raum schwimmt in Duft; und nach jedem zehnten Schritt löst ein Leidluft den andern ab. Den harmonischsten Eindruck gewährt die Rotunde: ein geschlossenes Bild. Man hat sie in einen terrassenförmig aufsteigenden Felsgrund verwandelt. Und den ganzen Raum hinauf bis zu den Fichten, die das Bild umkränzen, leuchten die hellen Blütenbälle der Rhododendron und Azaleen in weiß und rosa, in lila und feuer-gelb. Und mitten durch die Blütenpracht plätschert eine Quelle herab und sammelt ihre Wasser in einem flachen Becken.

Tritt man in das Querschiff, so schlägt einem sofort der süße Geruch des Flieders und der betäubende Duft der Hyacinthen entgegen. Sie und Narzissen, Tulpen und Crocus füllen fast ganz die linke Hälfte. Wie verwachen erscheinen neben ihren satten, leuchtenden Farben die bläurothen, innen rein weißen an blätterlosen Zweigen sitzenden Blüten der Magnolien. Interessanter, wenn auch nicht auffallender, sind die in der rechten Hälfte des Querschiffes untergebrachten Blattpflanzen. Der erste Blick glaubt einen Laubwald zu schauen, den der Herbst gefärbt; alle Farben der Palette sprühen und tanzen vor dem trunkenen Auge. An die Stelle der Blüthe ist das Blatt getreten. Welche Farbenzusammenstellung! Hier ein dunkelgrünes Blatt mit rothen Rippen, dort ein hellgrünes mit unregelmäßigen weißen Flecken, eine dritte Pflanze zeigt schwarzen Stengel und schwarze Rippen, das Blatt ist fast fahl. Wieder ein anderes ist weiß, grün getigert, das daneben dunkelgrün mit einem rothen Saume, ein noch satteres zeigt einen gelben Rand. Die älteren Blätter des

Midularium sind fast grün, die jüngeren hellroth, die ganze Pflanze erscheint wie aus Blech geschnitten. Die Blätter einer anderen Pflanze sind schier so groß wie ein Tisch Tuch. Einen sehr eigenthümlichen Eindruck machen die Nepenthes-Arten. Die Blattrippe setzt sich über die Blattspitze hinaus fort, ringelt sich nach abwärts und erweitert sich schließlich zu einem Räßchen, das einen Deckel besitzt, der sich auf einen mechanischen Reiz hin schließt. Das ist keine Blüthe, wohl aber eine Insektenfalle! Die Nepenthes sind fleischfressende Pflanzen. Sehenswerth ist auch die aus Ostafrika stammende Medicilla, mit kräftigen Stengeln, großen Blättern und rosa-rothen Blütenbüscheln.

Das ganze Längschiff ist angefüllt mit Rosen, mit den hochstämmigen meistens zartfarbigen Rosen des Treibhauses. Schreiten wir nun das linke Seitenschiff hinab, so sagt ein Blick, daß die Azalea noch immer die Modeblume ist. Nur die bunte Pille kann sich in etwas mit ihr messen, Hortensie und Kamelie, deren Blüthe wie ein Wachsgebilde erscheint, treten vollständig in den Hintergrund. Die Fuchsie tritt nur sporadisch auf, die Nelke aber ist in zahlreichen schön gezeichneten Exemplaren zu sehen. Fußhohe Orangenbäumchen voll gelber Früchte werden bei den Kindern, Kleinen und größeren, großes Gefallen finden.

Das rechte Seitenschiff beherrscht eine umfangreiche Orchideen-Kollektion. Sie wäre noch reicher und prächtiger ausgefallen, wenn der Frost nicht so manche der Blüten geschwärtzt und vernichtet hätte. Die Blüten der Orchideen sind ebenso phantastisch nach ihrer Form, als schön in der Farbe. Man sieht immer wieder neue Formen und neue Nuancen. Und all die tropische Schönheit ist nur geworden, um Insekten anzulocken, die den befruchtenden Staub bringen.

Die Säulen des Hauptschiffes sind bis zu den Kapitälern mit Kronawettreibern umwunden, zur Füllung sind Palmen, Araukazien, Lorbeer und Myrthe verwandt. Es sind Myrthen ausgestellt, deren Stämme die Höhe eines Unterschenkels erreichen.

Soweit die Blumen in Frage kommen, ist das beste im Chemiegebäude zusammengetragen. Was im ehemaligen Nahrungsmittel- und im Fischereigebäude zu sehen ist, bietet kein besonderes Interesse mehr, wenn man einige sehr schöne Exemplare von Aronostab und eine sehr reichhaltige Sammlung von Alpenveilchen und die wenigen Agaven ausnimmt. Was der eine oder andere Kommerzienrath nach dem Treptower Park gesandt hat, füllt zwar den Raum, weiter aber ist damit nichts los.

Hinter dem Chemiegebäude sind in einem Treibhaus mehrere hundert Cacteen untergebracht. Man liebt heute diese flächlichen Dinger nicht mehr, selten nur, daß noch ein alter bartgesottener Junggeselle, um einen Kameraden zu haben, sich ein Exemplar hält. Wenn man sie aber, wie hier, alle vor sich hat in ihren verschiedenen grotesken Formen, vom hundertjährigen, türbißgroßen Patriarchen bis zum winzigen Sämling, machen sie einem doch Spaß. Schade, daß so wenige blühen.

Von den ins Freie gepflanzten Ziersträuchern, den Nadelbägern u. s. w. wird man sich erst ein Bild machen können, wenn die Ausstellung vollendet, und die Vegetation etwas weiter vorgeschritten ist. Denn vollendet ist auch diese Ausstellung nicht, wenn sie auch heute eröffnet wird. Vor Sonntag lohnt sich ein Besuch wohl kaum. Dann aber wird er wohl manchem eine Freude bereiten. Den Kühnemanns- und Goldberger aber, die den Treptower Park in den jetzigen Schanzzustand gelassen haben, werden die Ehren Kling, länger denn vierzehn Tage. —

Kleines Feuilleton.

t. Die Ausnutzung der Nilkatarakte. Professor Forbes, der englische Elektriker, der eben aus Wadi Galsa zurückgekehrt ist, hat sich über den Plan, die Wasserkraft der Nilkatarakte zur Erzeugung von Elektrizität auszunutzen, überaus günstig ausgesprochen. Er ist der Ansicht, daß auch die allgemeinen Bedingungen für ihren Gebrauch als Betriebskraft in Egypten ungewöhnlich günstig liegen. Seiner Meinung nach würde die Wasserkraft im flande sein, das ganze Jahr hindurch die Eisenbahn, die Baumwollmühlen, Zuckerfabriken, die Bewässerungsmaschinen u. zu treiben, auch würde die Kraft über Entfernungen von einigen hundert englischen Meilen zu übertragen sein, ohne daß die Kosten der gelieferten Kraft die der Kohle erreichten. Professor Forbes befindet sich auf dem Heimwege nach England, wird jedoch im September nach Egypten zurückkehren, um die Untersuchungen zu vervollständigen und der ägyptischen Regierung ein Projekt zu unterbreiten. —

Literarisches.

g. b. Arthur Pfungst, „Laskaris“. Eine Dichtung. Dritter Theil „Philalethes“. Dümmler, Berlin 1897. — Der alte Goethe hat recht: Wenn der Mensch hofft, ist er schon betrogen. Als ich auf dem Titelblatt dieses Buches jenes ebenso weise, wie für den Schriftsteller fast unausführbare Horazische Wort: „Nonum prematur in annum“ sah — jenes Wort, das ungefähr soviel bedeutet: Du sollst Deine literarischen Schöpfungen neun Jahre im Schreibpult liegen lassen, ehe Du sie der Mitwelt übergiebst; denn erst dann wirst Du ihnen mit hinreichender Selbstkritik gegenüber-treten können — als ich dieses Wort sah, hoffte ich, daß der Autor nach diesem Spruch gehandelt, daß ich vor ein ausgereiftes Kunstwerk treten würde. Laß also und laß, und siehe da — schon war ich betrogen. Die Dichtung hat über dreihundert zehnjähriger gereimter Strophen. Die Sprache geht auf Stelzen und blüht

sich auf, ohne aber die geringste individuelle Mitgabe zu besitzen. Apostrophirungen sind häufig, es kommen Worte zu tage wie „sächsischer“. Eine Aufeinanderfolge von ch f sch mag in slavischen Sprachen angewandt werden, Deutsche können sie nicht ohne Niesen aussprechen. Die unliebsam bekannten lyrischen Requiisten sind vom Leichenraben bis zum Blaublümlein vertreten. Der Held des Buches Kastaris ist ein eigenartiger Heiliger, wäre die Polizei gezwungen, einen Steckbrief hinter ihm zu erlassen, müßte er ungefähr so lauten: verschwimmt ins Wesenlose; steht mit beiden Füßen in der Luft; redet sehr viel, aber sagt garnichts. Wenn Herr Pfungst etwas mitzutheilen hat, das werth ist, gehört zu werden, so wäre es besser, wenn er es nicht in Versen thäte; seine dichterische Begabung ist durchaus unoriginell. —

Kunst.

— In Paris wurden vor einigen Tagen auf einer Kunst-Versteigerung für drei große Söbelins mit allegorischen Darstellungen des Götterlebens (Opfer Apollon, Ceres und Juno, die durch die Warnungen des Alters beunruhigte Jugend) mit goldgewirktem Rande und dem Wappen der La Ferronnays 42 000 Fr. gezahlt. —

Geographisches.

k. Die Thierwelt der Insel Vorkum. Professor Schneider-Dresden hat vom Jahre 1886 bis 1895 die Fauna der ostfriesischen Insel Vorkum studirt. Während man bis 1886 auf der Insel nur 240 Arten kannte und daher die Fauna der Insel wie der Ostsee-Inseln als äußerst arm schilderte, ist es Professor Schneider gelungen, auf Vorkum 2850 Arten von Thieren aufzufinden, darunter 25 Arten, zumeist Käfer und Schnecken, die in Deutschland bis jetzt überhaupt noch nicht gefunden wurden. —

— Nach einer Mittheilung von Vennloff an die Pariser Geographische Gesellschaft hat der Araxes aufgehört ein Nebenfluß des Kura zu sein; der Fluß fließt gegenwärtig in seinem alten Bett direkt in das Kaspiische Meer und mündet dort in die Kistlagatsch-Bai. Da die Bewohner mit dieser Veränderung sehr zufrieden sind, so haben sie die russische Regierung ersucht, Maßnahmen zu treffen, um den jetzigen Zustand dauernd zu wahren. —

Archäologisches.

— Ein altassyrischer Bogen wurde in einem Grabe der 26. Dynastie in Theben in Egypten durch Professor Zinders Betrie zusammen mit einem altägyptischen Bogen angefund. Altägyptische Bogen sind bekannt, und ein solcher im Berliner Museum ist, wie der „Globus“ schreibt, durch Dr. v. Lischan beschrieben worden. Der vorliegende wahrscheinlich altassyrische ist aber der erste seiner Art und nun von Henry Balfour sammt den dazu gehörigen Pfeilen im „Journal of the Anthropological Institute“ Februar 1897 abgebildet und beschrieben worden. Es gleicht den besten Abbildungen assyrischer Bogen auf den Denkmälern, und die 26. Dynastie Egyptens, welche in betracht kommt, herrschte (siebentes bis achtes Jahrhundert vor Christus) über Assyrien. Der Bogen, welcher zu den zusammengefügten gehört, ist ganz unägyptisch in seiner Form, die auf einen mehr nordischen Ursprung hinweist. Er ist mannigfaltig zusammengesetzt, besteht aus zweierlei Arten Holz, schwarzem Horn, Thiersehnen, einem Leim und ist in einem Ueberzug von Birkenrinde befinlich. Die Birke kommt in Egypten nicht vor. Auch die bei dem Bogen befindlichen Pfeile sind unägyptisch und gleichen denen auf assyrischen Denkmälern. Der Bogen ist vermutlich als assyrische Kriegsbeute nach Egypten gelangt, wo er gegen 2400 Jahre geruht hat, bis er heute wieder, ziemlich gut erhalten, an das Tageslicht gelangte. —

Astronomisches.

— Die Sternwarte zu Greenwich hat von Sir Henry Thompson ein neues Teleskop geschenkt erhalten, das zu den mächtigsten Instrumenten für astronomische Forschungen mittels Photographie zählt. Das neue Instrument ist genau zwei Mal so groß — sowohl an der Oeffnung, als auch in der Focal-Länge — wie das größte bisherige photographische Teleskop der Sternwarte. Große Sorgfalt ist bei der Errichtung desselben verwandt worden, so daß es auf sehr fester Grundlage liegt und so weit wie möglich frei von Zittern ist. Unter den Verbesserungen, die hierbei vorgenommen wurden, ist die wichtigste, daß durch die Modifizierung des Gestells eine völlig circumpolarische Bewegung des Instrumentes möglich gemacht ist, selbst wenn es auf den Pol gerichtet ist. Jeder Stern kann somit von dem Instrumente verfolgt werden, bis er am Horizonte untergegangen. Die Polarachse wird mittels einer sehr sorgfältig geschnittenen endlosen Schraube durch eine Treibuhr in Bewegung gesetzt. Diese Uhr wird durch ein Gewicht von 12 Zentnern getrieben, das alle acht Minuten um einen Fuß fällt, und dem Beobachter ist die Mühe, auf die Uhr zu achten, genommen, da durch einen kleinen elektrischen Motor dafür gesorgt ist, daß die Uhr fortwährend aufgezogen bleibt, ohne daß ihr Gang dadurch irgendwie gestört wird. Auch die Vorkehrungen zur Aufnahme von photographischen Bildern der Gestirne sind äußerst sorgfältig durchdacht und enthalten viele Verbesserungen der bisherigen Methoden. Alles in allem genommen hat das Instrument ein Gewicht von 10 bis 12 Tonnen, wovon die Hälfte auf die beweglichen Theile kommt. Das Objectglas des großen Refraktors wiegt mit der Zelle, in der es angebracht ist, circa 350 Pfund, die Flint-

scheibe 168 Pfund und die Krone 92 Pfund. Der Spiegel des Refraktors wiegt mit seiner Zelle etwa 5 Zentner und der angehängte Spektroskop circa 180 Pfund. —

Technisches.

— Am Tyne ist, wie man der „Voss. Ztg.“ schreibt, ein kleines Torpedoboot gebaut worden, das auf seinen Probefahrten eine durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit von 32 1/4 Knoten die Stunde entwickelt hat. Das Schiff ist 100 Fuß lang, und die größte Breite beträgt nur 9 Fuß. Der Kiel ist so scharf wie eine Messerschneide. Die ganze Konstruktion läuft darauf hinaus, Wind und Wellen möglichst geringen Widerstand zu bieten. Die Wasser-Verdrängung beläuft sich nur auf 40 Tons. Getrieben wird das Boot mittels Dampfturbinen. Deshalb hat es sein Erfinder, Charles A. Parson von Blyam, „Turbinea“ getauft. Die Welle der Turbinen macht bei voller Kraft 2200 Umdrehungen in der Minute. —

Humoristisches.

e. e. Moderne Indianer. Die Behauptung, der Indianer sei für die laulassige Zivilisation nicht zugänglich, muß im Lichte der jüngsten Erfahrungen geradezu als Verleumdung erscheinen. Es ist allbekannt, daß die Cherokesen und Cheyennes im Indianer-Territorium der Vereinigten Staaten ganz nach europäischem Muster ihre Beamten wählen und eine nationale Gesetzgebung besitzen, welche über das Wohl des Volkes wacht. Es ist auch bekannt, daß die Rothhäute „smarte“ Industrielle sind. Verstehen sie es doch, „echte“ Stalps zu verfertigen und unzählige, Jahrhunderte alte, von dem alten berühmten Häuptling „Heulender Wolf“ oder „Schreiender Adler“ auf eine entartete Nachwelt vererbte Pfeifen, Tomahawks, Bogen, Pfeile und Pfeilscher, sowie prächtigen Feder-schmuck in so großer Menge herzustellen, daß jeder Nachfrage genügt werden kann. Und als Handelsleute nehmen sie es mit dem gewieuesten Kaufmanne auf, denn sie können, wenn sie dergleichen „Alterthümer“ feilbieten, mit der unschuldigsten Miene von der Welt Behauptungen aufstellen, die dem hartgefotenen Reisenden die Röthe der Scham in die Wangen treiben würden. Das ist, wie gesagt, alles bekannt, und doch waren immer noch Zweifel möglich, ob die Indianer auch sozusagen „voll und ganz“ in das Wesen der amerikanischen Zivilisation einbringen, ob sie sich dieselbe in ihrer höchsten Ausbildung würden aneignen können. Diese Zweifel sind jetzt gehoben durch die Thatfache, daß die Tuscarora-Indianer von Oneida County, New-York, dieser Tage dem Senator Lodge, der als Vorkämpfer der Einwanderungsverhinderung gilt, eine sorgfältig ausgearbeitete Bittschrift zugehen ließen, in welcher sie um „Schutz“ nachsuchten gegen die armseligen „Pauper“-Indianer Kanadas. Die Tuscarora-Indianer drücken in jener Bittschrift die Hoffnung aus, daß die neue Einwanderungsvorlage auf irgend eine Weise jene kanadischen Indianer ausschließen werde, welche jeden Sommer „duzendweise“ über die Grenze kommen, um im Herbst wieder in ihre nördliche Heimath zurückzukehren. Diese Indianer kommen nicht in Ontel Sam's Lande, um, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, zu arbeiten, aber sie sind in anderen geldmachenden „Verufen“ thätig. Sie verkaufen gleich ihren amerikanischen Vettern „uralte“ Pfeifen und Streitärte, Friedenspfeifen und „von schönen Häuptlingsöchtern stammende“ Perstickereien, die in Montreal fabrikmäßig hergestellt werden, und sie wahrhaftig auch. Das sind aber gerade die Verufe, in denen auch die amerikanischen Indianer mit Vorliebe thätig sind, und die nach Ansicht der Tuscaroras den rothen Kindern Ontel Sam's einzig und allein vorbehalten sein sollten. Daher verlangen sie Schutz gegen ihre kanadischen Brüder. Angesichts dieses feinfühligem Verständnisses für diese schönste Blüthe des amerikanischen Gedankens muß nun wohl die beleidigende Niederrei von der angeblichen Zivilisationsunfähigkeit der Rothhäute endlich ganz verstummen. —

Vermischtes vom Tage.

— Als Grünfutter verzollt wurde ein Vorbeerkranz, den das Gimbütteler Männerquartett von 1894 am Sarge des kürzlich verstorbenen Komponisten Johannes Brahms in Wien niedergelegt ließ. Der Ueberbringer der Spende mußte an die österreichische Zollbehörde für den Kranz 1 Gulden 81 Kreuzer Zoll, 36 Kreuzer Agio und noch extra 32 Kreuzer Zustellungsgebühren bezahlen. Zoll mußte deshalb bezahlt werden, weil an den Schleifen des Kranzes sich Goldfransen befanden. —
 — Charlotte Wolter, die Tragödin des Wiener Burgtheaters, liegt im Sterben. —
 — Vom Palatin in Rom ist ein deutscher Tourist abgestürzt. Er stürzte sich auf eine hölzerne Brüstung, diese war morsch und gab nach. Der Verunglückte fand auf der Stelle seinen Tod. Seine Frau war Zeugin des Unglücks. —
 — Der Tenorist Stagno, der in Gemeinschaft mit Frau Gemma Bellincioni auch mehrere Male in Berlin aufgetreten, ist in Genua am Herzschlag verstorben. —
 — In London ereignete sich am 26. April abends in einem Stadtbahnzuge bei Aldersgate-Street-Bahnhof eine Explosion. Ein Wagen wurde beinahe gänzlich zerstört, eine Person wurde getödtet, mehrere verwundet. Wie vermutet wird, ist die zur Beleuchtung des Wagens mitgeführte Gasmenge explodirt. —
 — Im Staate New-York ist der Verkauf von Pferdefleisch als Nahrungsmittel durch ein Gesetz verboten worden. —